



NORBERT KLUGMANN
Die Tochter des Salzhändlers

Historischer Roman

NORBERT KLUGMANN
Die Tochter des Salzhändlers



Norbert Klugmann, Jahrgang 1951, hat bislang weit über 50 Romane in den Genres Krimi, Thriller, Satire und Kinderbuch geschrieben, von denen einige auch verfilmt wurden. Gepriesen wird er seit dem ersten Roman für seine Dialoge und Situationskomik.



NORBERT KLUGMANN
Die Tochter des Salzhändlers
Historischer Roman



Wir machen's spannend

*Bibliografische Information
der Deutschen Bibliothek*

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.gmeiner-verlag.de

© 2007 – Gmeiner-Verlag GmbH
Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch
Telefon 075 75/20 95-0
info@gmeiner-verlag.de
Alle Rechte vorbehalten
1. Auflage 2007

Lektorat: Claudia Senghaas, Kirchartd
Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart
unter Verwendung eines Bildes von Jan Vermeer
Gesetzt aus der 9,5/13,5 Punkt GV Garamond
Druck: Fuldaer Verlagsanstalt, Fulda
Printed in Germany
ISBN 978-3-89977-706-2

DAS ALTE JAHR

DIE FRAU SCHRIE, und Paul flog in Lilis Arme. »Du musst keine Angst haben«, tröstete Lili und streichelte über seine Haare.

»Aber ... aber wenn das so weh tut ...«

Lili blickte den kleinen Bruder an. Sein blasses Gesicht zeigte Verwirrung und Angst.

»Das ist nicht die Mutter«, log sie.

»Aber wer denn?«

Lili mochte sich nicht, wenn sie log, weil sie wusste, dass nach der ersten Unwahrheit die zweite kommen musste. Und bald würde man sich nicht mehr auskennen.

»Das ist die Hebamme, die so schreit«, sagte sie. Wie zur Bestätigung kam der nächste Schrei. Er war laut und durchdringend, es war ein Gurgeln und Heulen, voller Schmerz und Verzweiflung.

»Sie hilft unserer Mutter«, erklärte Lili und führte den Bruder zu seinem Bett. Plötzlich stöhnte er und knickte ein. Er war auf eins seiner Turnierpferde getreten, Figürchen aus Ton, die er über alles liebte und eifersüchtig vor Lili verbarg. Paul besaß ein Dutzend Ritter auf Pferden und noch viel mehr Burgfräulein, Hunde, natürlich auch das königliche Paar.

»Ich will zur Mutter«, forderte er, als er im Bett saß.

Lili faltete seine Finger. »Morgen«, sagte sie.

»Im neuen Jahr?«

»Was? Ja, ja, im neuen Jahr.«

»Vielleicht kennen wir uns nicht mehr«, sagte Paul und lachte glucksend.

Vor zwei Jahren hatte er damit angefangen. Immer wenn ein neues Jahr vor der Tür stand, fürchtete sich Paul nicht nur vor der neuen Zahl für das kommende Jahr. Er sagte voraus, dass

dann alles anders werde und das, was bisher rot war, jetzt blau sei und was süß geschmeckt hatte, nun den Mund mit einem bitteren Geschmack erfüllen werde.

»Rede keinen Unsinn«, sagte Lili. »Natürlich kenne ich dich morgen wieder. Du bist mein kleiner Bruder. Du bist frech und dumm. Und wenn du mich ärgerst, sperre ich dich in den Schrank, genauso wie im letzten Jahr.«

Pauls schwächtiger Körper erbebte. In den Tiefen des Hauses waren Geräusche zu hören: schnelle Schritte, Türen fielen ins Schloss. Aber es war kein Fest zum Ausklang des Jahrhunderts, das gefeiert wurde.

»Schlaf jetzt«, sagte Lili. »Morgen besuchen wir die Mutter. Vielleicht hat sie eine Überraschung für dich. Vielleicht bist du morgen nicht mehr der Kleinste. Gute Nacht, ich habe dich lieb.«

Heinrich Schelling stand am Fenster. Die grimmige Kälte des letzten Dezembertages erreichte ihn auch noch, nachdem er einen Schritt in den Raum zurückgetreten war. Die meisten Fenster des Hauses auf der anderen Seite der Gasse waren hell erleuchtet. Wittmers Geschäfte gingen gut. Obwohl erst in der zweiten Generation im Gewerbe tätig, galt das Brauhaus als eines der größten in der Stadt. Die Fässer mit dem Gerstensaft rollten auf Schiffe, die nach Dänemark und bis Schweden hinauffuhren. Es gab viele Empfänge und dann ging es hoch her. Der Hausherr legte Wert darauf, jedes neue Fass selbst anzustecken, und wenn ihn nach Mitternacht die Trunkenheit auf weichen Armen schaukelte, ging er in den Keller, wo sich einer der Gäste mit dem Hausherrn im Anstecken messen musste. Der Sieger zog mit einer Kostbarkeit ab, einem Schachspiel aus Bernstein oder einem Dreimaster unter vollen Segeln in Öl. Bisher war Wittmer aus jedem Duell als Sieger hervorgegangen, der Verlierer nichtsdestotrotz mit der erhofften Trophäe beschenkt worden. Wittmer war ein großzügiger Mann und legte Wert

darauf, dies zu zeigen. Die festliche Tafel, auf die Schelling von seiner erhöhten Warte einen erstklassigen Blick hatte, suchte in der Stadt ihresgleichen. Der Wein war vom Feinsten, über die Häfen von Bordeaux und La Rochelle schwamm der rote Wein der Franzosen heran. Schelling hielt den Nachbarn für einen Emporkömmling und ungehobelten Gesellen, aber er hatte schon oft seine Gastfreundschaft in Anspruch genommen. Schelling dachte: Seine Kinder werden den Stil besitzen, nach dem er sich so sehnt. Cornelius Wittmer war der Sohn eines Vaters, dessen dröhnender Bass in den Gaststätten und im Magistrat zu seinem Markenzeichen geworden war. Vom Vater zum Sohn hatten wenig Vergeistigung und Dämpfung der Triebe stattgefunden. Nicht einmal fromm war Wittmer. Schelling blickte auf die Tafel, an der Uta und Friedrich, die ältesten der Wittmer-Kinder, im Glanz ihrer Jugend das Fest zum Ausklang des Jahres und des Jahrhunderts genossen.

Halte durch, Martha, dachte Schelling. Er musste keine weiteren Schreie mehr hören, um ein schmerzendes Ziehen im ganzen Leib zu verspüren. Sie quälte sich, sie quälte sich viel mehr, als es eine Frau tun sollte, die ein Kind zur Welt brachte. Marthas lauter Schmerz hatte Schelling wehgetan, aber das folgende Schweigen beruhigte ihn in keiner Weise. Im Hintergrund hörte er eilige Schritte, die in die Küche hinunterliefen und bald zurückkehrten. Sie erneuerten das warme Wasser.

»Kopf hoch«, ertönte es hinter dem Hausherrn.

»Jütte, was treibt Ihr noch hier?«, fragte er, ohne sich umzudrehen. »Die Familie wartet auf Euch.«

Schelling wusste, wie unhöflich es war, sich nicht dem anderen zuzuwenden, aber gegenüber war Uta aufgestanden, Musik begann zu spielen, mit stampfendem Rhythmus, wie man sie auf dem Jahrmarkt hörte. Oder in Gaststätten, in denen Männer wie Heinrich Schelling nicht verkehrten. Uta flog in den Arm eines Mannes, den Schelling nicht erkannte. Jetzt tanzten sie da drüben, wild und losgelassen.

Neben ihm tauchte Jütte auf, geräuschlos und zurückhaltend, wie es seine Art war.

»Ich war in der Küche«, sagte Jütte.

»Redet schon.«

»Die Magd sagt, es kann nicht mehr lange dauern.«

»Es dauert schon zu lange.«

»Die Magd sagt, manche Frau schüttet ihr Kind aus und steht auf.«

»Sie hat nicht von Martha gesprochen.«

Schweigen, im Hintergrund Türenklappern. Plötzlich kam Bewegung in Schelling. »Ich gehe hinauf.«

»Tut das nicht«, sagte Jütte. »Da oben regieren die Weiber. Davon verstehen wir nichts.«

»Ich muss mich kümmern, es zerreißt mich sonst.«

»Es sind sieben Frauen um die Herrin. Sie hat die allerbeste Versorgung.«

»Aber sie muss den schwierigsten Teil allein besorgen.«

»Trine Deichmann ist da.«

»Trine Deichmann ist die Bademome. Sie hat keine Schmerzen.«

»Sie ist die beste Bademome, die man sich denken kann.«

Darüber musste Heinrich Schelling nicht belehrt werden. Er war schon Mitglied im Magistrat gewesen, als es zur Abstimmung über die städtisch besoldeten Hebammen gekommen war. Trine Deichmann war die Dienstälteste von ihnen. Dabei war sie noch nicht alt, in den Dreißigern. Ihr guter Ruf eilte ihr voraus wie dem Knoblauch der Geruch. Trine hatte Lili auf die Welt geholfen und auch Paul. Aber als Schelling ihr vor zwei Stunden auf der Treppe begegnet war, hatte ihm ihr Gesicht nicht gefallen. Sie hatte ihn getröstet, alles werde gut gehen. Er müsse Geduld haben und an seine Frau denken, das werde ihr helfen. Aber ihr Gesicht hatte die Worte nicht unterstützt. Zu ernst, um zuversichtlich zu wirken.

»Wie sie tanzen«, sagte Jütte. Beim Brauer drüben ging es über Tische und Bänke.

»Sie rasen«, sagte Schelling. »Sie denken nur an sich.«

Er schämte sich sofort, aber nun war es zu spät. Er hatte laut werden lassen, wie angespannt er war. Aber auf wen wollte er in dieser Minute Rücksicht nehmen? Wem wollte er etwas vormachen? Jütte, dem Buchhalter, seit 21 Jahren im Geschäft, der gute Geist im Salzhaus Schelling, der Mann, der alles wusste, der sich an alles erinnerte, der alles parat hatte, an den man sich wandte, wenn ein Kontorbuch nicht zur Stelle war, weil er die Zahlen und Mengen herunterbetete, als würde er sie vor sich sehen?

Plötzlich ein Schrei. Die Musik im Brauhaus war laut, der Schrei war lauter. Schelling hatte fast die Tür erreicht, als es nicht mehr weiterging. Verdutzt schaute er auf die Hand, die ihn hielt. Jüttes Gesicht drückte keine Anstrengung aus, nur Ernst. Sie arbeiteten seit 21 Jahren Seite an Seite, aber sie hatten sich nie berührt. Schelling wischte sich übers Gesicht und sagte: »Sie leidet. Das ertrage ich nicht.« Und bevor Jütte etwas einwenden konnte: »Mich kümmert nicht, ob Frauen leiden müssen. Martha soll es nicht. Nicht so sehr. Bei Lili und Paul ist es anders gegangen.«

Drüben hörte die Musik auf, um drei Takte später mit neuem Tempo zu beginnen. Schelling, den es eben noch aus dem Raum gezogen hatte, fühlte sich fürsorglich umfassen und gelenkt. Wie unter Schock in Jüttes Gesicht starrend, bewegte sich der Salzkaufmann zu den Tönen der Jahrmarktsmusik, geführt von einem Mann, der 15 Jahre älter war als er.

Trine Deichmann tupfte mit dem Tuch über das Gesicht der Schwangeren und sagte: »Ruht Euch aus.«

Die Frau im Bett versuchte zu lächeln, doch ihre Gesichtszüge entgleisten. Trine sagte: »Ihr seid nicht allein.« Martha Schellings Schwester Appolonia trat ans Bett und ergriff die schweißnasse Hand der Frau.

Trine nutzte die Gelegenheit, um sich mit den anderen Frauen abzusprechen. »Es wird schwierig«, sagte sie.

»Ist es ... ist es tot?«, flüsterte eine Nachbarin.

Die Wehen hatten fast aufgehört. Was Trine ertastete, fühlte sich nicht gut an. Das Kind lebte, es lag auch richtig, aber vor einer Stunde hatte es angefangen, sich zu bewegen. Man musste befürchten, dass es sich drehte. Wenn es mit den Füßen zuerst kommen würde, standen Martha Schelling die schlimmsten Minuten ihres Lebens bevor.

Die Magd, die für das Wasser und die Tücher zuständig war, ging mit dem Eimer zur Tür.

»Es ist noch nicht nötig«, sagte Trine Deichmann.

»Ich weiß«, sagte die Magd. »Aber es tut mir gut, wenn ich mich bewegen kann.«

An der Tür stehend, warf sie ihrer Herrin einen mitleidigen Blick zu. Das war Trine nicht recht. Sie durfte nicht zulassen, dass sich im Raum Verzweiflung breitmachte, mochte sie sich auch noch so warmherzig äußern. Die Gebärende war darauf angewiesen, in einem Kokon von Fürsorglichkeit zu atmen. Schmerz gehörte dazu, aber Schwangerschaft war keine Krankheit. Nicht wenn am Ende alles reibungslos vonstatten ging.

Eine Frau, die sie heute zum ersten Mal gesehen hatte, bat die Hebamme, mit ihr an den Ofen zu treten.

Mit den Worten: »Ich kenne einen Medicus«, kam die Frau unverzüglich zum Thema.

»Kein Medicus kann hier helfen«, sagte Trine kühl.

Die andere ließ sich von der Förmlichkeit der Hebamme nicht einschüchtern. »Ich spüre, dass es nicht gut aussieht. Und Ihr spürt es auch.«

»Es ist eine schwere Geburt. Kein Medicus könnte eine leichte Geburt daraus machen.« Mit Schaudern erinnerte sich Trine an die Wundärzte, mit denen sie es in der Vergangenheit zu tun bekommen hatte: Pfuscher, Trinker, Metzger.

»Dann soll ein Pastor kommen.«

Trine Deichmann lächelte. Daher wehte der Wind. Es ging nicht um den Menschen, sondern um die Seele.

»Ihr tut nichts«, behauptete die fremde Frau. »Ihr steht herum und wartet nur.«

Trine Deichmann galt als geduldige Hebamme und hielt sich dies als Vorteil zugute. Mit Schaudern war sie in der Vergangenheit Zeugin geworden, wenn andere Hebammen die Schwangere zum Pressen genötigt hatten. Wie besessen hatten sie den Leib bearbeitet und die Schwangere zum Niesen gebracht. Trine Deichmann war geduldig und wurde es mit jedem Jahr mehr. Die Natur würde wissen, wann die Zeit gekommen war. Das mochte dazu führen, dass die Schwangeren jammerten, aber sie jammerten in jedem Fall, denn in dieser Stadt sah man es nicht gern, wenn Geistliche ein Brimborium veranstalteten oder weise Frauen aus den Dörfern am Lager auftauchten, um einen Sud zu reichen, den sie aus Kräutern und Wurzeln gekocht hatten.

Die Magd kündigte eine Besucherin an. Im Hausflur wartete eine junge Frau, fast noch ein Mädchen. Sie sah verfroren aus, aber es war nicht nur die äußerliche Kälte, an der sie litt.

Als Trine Deichmann ihr gegenüberstand, schüttelte die junge Frau den Kopf und sagte: »Es ist auf der Welt. Aber ich freue mich nicht.«

Am letzten Tag des Jahrhunderts war geschehen, was jahrelang nicht passiert war: Zwei Frauen lagen gleichzeitig in den Wehen. Trine Deichmann hatte ihre junge Kollegin zur zweiten Schwangeren geschickt. Ein schwerer Verlauf in einer kleinen Hütte. Betrunkene Nachbarinnen, mit Kräutern und Branntweinflaschen hantierend. Ein Ehemann, der darauf bestand, bis zur letzten Minute dabeizubleiben. Unruhe, gereizte Debatten, wenig Unterstützung. Die junge Frau sagte: »Es sind Wilde. Alles war schmutzig. Sie brauchen uns nicht.«

»Rede keinen Unsinn«, sagte Trine Deichmann streng. »Sie haben einen Anspruch.«

Das verstockte Gesicht der Jüngeren verriet, was sie davon hielt. Dabei war die Geburt verlaufen, ohne dass die Hebamme eingreifen musste. Keine fünf Minuten, nachdem das Kind den ersten Schnauer getan hatte, begann es im Zimmer nach Branntwein zu riechen. Die Hebamme hatte den Säugling gebadet. Der Vater, mittlerweile betrunken, hatte gegrölt: »Lass es nicht fallen, sonst müssen wir gleich ein neues machen.«

Trine Deichmann schickte die junge Hebamme nach Hause. Trine wusste, was die Junge dachte, aber sie war heute Abend nicht in diesem Haus, weil es sich um wohlhabende Bürger handelte. Sie hatte der Martha Schelling bei ihren ersten Kindern beigegeben, der Kontakt war danach nie mehr abgerissen.

»Ich fühle mich sicher bei Euch« – Sätze, die Trine in der Seele gut taten. Es gefiel ihr auch, wenn sie ihre Kinder groß werden sah. Denn es waren ihre Kinder, zu einem kleinen Teil. Trine Deichmann liebte ihren Beruf nicht nur, weil sie anderen Menschen helfen konnte. Sie half mit, Neues auf die Welt zu bringen, neue Gesichter, neue Talente, neue Herzen und Seelen. Jedes Kind war eine Chance, nicht weil es den göttlichen Atem in sich trug, sondern weil es die Erde heller machen konnte.

Beide Kinder der Martha Schelling waren liebenswert, die kluge, nachdenkliche Lili mehr als der kleine Paul, der wiederum mit seinen abstehenden Ohren, den Haaren, die kein Kamm bändigen konnte, seiner Wendigkeit und seinem Charme alle bezauberte. Trine hatte nichts gegen die Bewohner der Vorstadt, sie hatte ihnen keinen Ersatz geschickt, sondern Katharina, Tochter eines Wundarztes, die gelehrigste Schülerin, die sie je gehabt hatte.

Dann stand die Magd hinter ihr, Trine eilte die Treppe hinauf.

Ab jetzt ging nichts mehr glatt. Die Schwangere quälte sich bis vor die Bewusstlosigkeit. Sie ging ihn nicht, den letzten Schritt, die Frauen redeten ihr gut zu, tupften erst das Gesicht ab, bis Martha so sehr schwitzte, dass sie Stirn, Hals und Brust